# Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 38. Bromberg, den 9. Mai 1924.

# Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.



(15. Fortsetzung.) 

Der japanische Arzt nahm das Blatt in die Hand. „In der Tat", sagte er. „Sie überraschen mich. Aber da kommt mir ein Gedanke, den ich sofort unserem Kommandanten mitteilen möchte. Gestatten Sie, daß ich Ihr Telephon benutze."

„Aber selbstverständlich, lieber Kollege."

Dr. Yoghushiwa ging zum Apparat. „Hier Dr. Yoghushiwa", sagte er japanisch. Ich habe meine Wette verloren. Der Mann kann nicht japanisch ... Wie? ... Dementieren? Wozu denn? ... Weil es nicht wahr ist? Was ist denn wahr in den Zeitungen? Da hat mir der Deutsche eben eine Lektion gegeben ... Aber wer in Japan kümmert sich denn um die Frau dieses Arztes? ... Ach so? Nun, da haben Sie recht. Im Bataillonsbefehl verlautbaren, daß es ein Irrtum ist, damit ihm niemand sein Beileid ausspricht. Aber sonst? ... Die offiziellen Stellen wissen auch so ... In 10 Tagen kommen wir aus unserm Loch heraus ... Sie können ganz ruhig sein. Danke, Schluß."

Er hängte den Hörer ein. „Entschuldigen Sie, Herr Kollege, daß ich japanisch gesprochen. Aber es war mir ein Bedürfnis, nachdem ich wochen- und monatelang mich fast ausschließlich deutsch unterhalten, wieder mal mich in meiner Muttersprache auszudrücken. Was haben Sie für den Abend vor?"

„Ich möchte gerne", sagte Wieser, „an meine Frau schreiben. Morgen geht das Schiff ab, und da ist auch mir eben ein Gedanke gekommen, den ich meiner Frau noch mitteilen möchte."

Yoghushiwa lächelte höflich. „Lassen Sie sich nicht stören. Würden Sie mir da nicht für heute abend Ihre Zeitungen borgen? Die meinigen habe ich schon gelesen."

Wieser nickte. Er war froh, daß sein japanischer Kollege ging. Er war mit seiner Selbstbeherrschung am Ende. Morgen, das wußte er, würde er sich wieder voll in der Gewalt haben; aber am heutigen Abend Höflichkeitsphrasen zu wechseln, ging über seine Kraft.

*

Nun ging er daran, die bei Tieren gemachten Erscheinungen auf Menschen anzuwenden. Das stimmt nicht immer. Jeder Arzt weiß, daß es ein sehr gefährliches Experiment ist, Methoden, die sich im Tierversuch bewährt haben, beim Menschen auszuproben.

Bei solch gefährlichen Dingen kann man niemanden zwingen, sich als erste Versuchsperson darzubieten. Meist sind es Ärzte oder Mediziner, welche bei derartigen Experimenten ihr Leben in die Schanze schlagen. Ein Heldentum, das man um so dankbarer anerkennen müßte, weil doch diese ersten Opfer einer neuen Methode ganz genau wissen, wie groß die Gefahren sind, in die sie sich stürzen. Weil sie kalten Blutes dem Tode entgegengehen, weil sie wissen, daß bei einem Mißlingen des Versuchs kein Heldenmut, keine neue Erfindung oder Heilmethode sie retten kann.

Aber wer hat je einem Arzte gedankt, der sich in seinem Beruf aufgeopfert?

Als erster wollte Dr. Yoghushiwa in die Bresche springen. Er verlangte es als sein Recht, als seine patriotische Pflicht. Wieser mußte das anerkennen.

Er immunisierte erst sich durch eine Injektion toter Makrokokken, die ihm der Kollege gereicht, dann wurde diesem eine Pravazspritze lebender Schildkrötenmikroben einverleibt.

Am nächsten Tage war Yoghushiwa vollkommen wohl und munter. Dagegen spürte Wieser Unbehagen und Frösteln. Der gelbe Kollege zeigte normale Temperatur, er aber hatte morgens 38,7, und nachmittags zeigte der Fiebermesser 39,8.

„Fatal", sagte er dem Kollegen. „Wenn ich jetzt erkranke, wie soll ich dann Sie beobachten? Bitte, untersuchen Sie mich ganz genau, ob Sie die Ursache meines Fiebers finden."

„Fühlen Sie irgend welche Schmerzen?" frug der Japaner.

„Nicht besonders; ich bin müde und abgeschlagen und fühle leichte Kopfschmerzen."

Dr. Yoghushiwa untersuchte. „Ich kann nichts finden. Möchte jedenfalls eine Spritze toter Mikroben als eventuelles Schutzmittel vorschlagen."

Wieser horchte auf. „Einen Augenblick," sagte er. Er erhob sich und ging schwankenden Schrittes ins Nebenzimmer, wo die Tierverschläge waren. Er öffnete den Glasverschluß eines Käfigs, in dem sich eine weiße Maus befand, eine Tiergattung, die sich besonders empfindlich gegen die Infektion gezeigt. Dort blieb er eine halbe Stunde sitzen, dann schloß er das Glas wieder und kam zurück.

„Was haben Sie denn im Nebenzimmer gemacht?" frug der Japaner.

„Einen Versuch. Jetzt wollen wir die Schutzimpfung machen. Aber nur bei Ihnen, wenn Sie glauben, noch eine zu brauchen. Bei mir hat es ja doch keinen Zweck."

„Wieso? Ich verstehe nicht. Was bedeutet das?"

„Wozu spielen Sie Komödie mit mir, Dr. Yoghushiwa? Sie haben mir die Spritze mit den lebenden Kaltblütermikroben gegeben, sich die toten genommen. Die weiße Maus im Nebenzimmer, in deren Käfig ich hineinatmete, ist bereits tot."

Yoghushiwa spielte nicht den Entrüsteten, wie Wieser erwartet hatte. „Möglich ist es", meinte er, „daß ich die beiden Spritzen verwechselt habe."

„Unabsichtlich natürlich!"

„Natürlich. Was hätte es denn für Zweck gehabt, wo Sie sich freiwillig anboten, als erster mit virulenten Mikroben sich behandeln zu lassen? Es tut mir das sehr leid, sehr leid, Herr Kollege, daß Sie da doch Ihren Willen durchgesetzt haben. Aber ich glaube, es ist das Vernünftigste, wenn Sie jetzt zu Bette gehen."

Dieser Rat war sicher gut. „Jetzt habe ich also noch absichtlich die Spritzen verwechselt," brummte Wieser beim Entkleiden vor sich hin, „um dem gelben Affen den Ruhm des Opfers für sein Vaterland zu rauben."

Am nächsten Tage fieberte Wieser noch. Aber es war klar, daß die Infektion zu schwach gewesen, ihn unterzubekommen. Am dritten Tage war er fieberfrei. Nun applizierte er sich eine Spritze toter Bazillen. Damit war er nicht nur immun, sondern auch gefahrlos für seine Umgebung geworden. Das Experiment war gelungen.

Nun kam die Reihe an Yoghushima. Als die beiden Ärzte eine Woche später endlich wieder an der Offizierstafel saßen, wo sie lebhaft gefeiert wurden, brachte der japanische Art die Sprache auf die Verwechslung der beiden

Spritzen und versicherte, es sei von seiner Seite gewiß nicht absichtlich geschehen.

Wieser, der Zeit genug gehabt hatte, die Sache zu durchdenken, und sich für die feige Heimtücke des Gelben rächen wollte, lachte: „Das brauchen Sie mir nicht zu sagen, Kollege. Sie sind an dieser Verwechslung ganz unschuldig. Ich bitte Ihnen vor diesen ehrenwerten Herren gerne jedes beleidigende Wort ab, falls ich im Fieber je ein solches geäußert haben sollte.“

„Was ein Kranker im Fieber spricht, dafür kann der Gesunde nie verantwortlich gemacht werden“, erklärte Dr. Yoghushiwa großmütig.

„Also sind wir nach wie vor die besten Freunde?“ frug der Deutsche.

„Das waren wir doch immer.“

„Nun, ich hoffe,“ meinte Wieser, „Sie werden mir diese Ihre Freundschaft unverändert bewahren, wenn ich Ihnen nun das Geständnis ablege, daß die Verwechslung der beiden Spritzen eine absichtliche war und von meiner Seite ausging.“

„Wie?“ frug der Japaner erstaunt.

„Wir hatten gestritten, wer das Experiment an seinem Körper machen solle. Zuletzt erklärten Sie, es gebühre Ihnen die Ehre als Japaner, da es sich um eine japanische, völkische Sache handle, um eine Stärkung der militärischen Stellung Nippons. Da gebühre es einem Sohn Nippons, als erster die feindliche Stellung anzugehen. Ein Argument, das schlagend war. Aber auch ich bin ein Sohn Nippons, kein geborener, aber ein Adoptivsohn. Mehr als das. Ich bin Samurai durch die Gnade des Kaisers. Da ich nun wußte, daß Sie nie freiwillig zurücktreten würden, mir aber nach meinem Range der vordere Platz in der Schlachtreihe gebührt, nahm ich mir, was mir gebührt, und reichte Ihnen die andere Spritze.“

Die Offiziere brachen in dröhnende Banzairufe aus. Dr. Yoghushiwa biß sich in die Lippen.

Jetzt erhob sich der Kommandant, hielt an Wieser eine begeisterte Ansprache und erklärte, er werde diesen neuen Zug echt japanischen Geistes und Heldenmutes nach Nippon berichten. Jeder der Offiziere fühlte sich verpflichtet, den ausgezeichneten Gast ganz besonders seiner Hochachtung zu versichern, und auch Dr. Yoghushiwa stimmte laut in die allgemeine Bewunderung ein.

Nun wurden die weiteren besprochenen Maßnahmen durchgeführt. Erst wurde die künftige Garnison der leeren Klippe immunisiert. Nachher mußte die Klippe genau durchsucht, gesäubert und desinfiziert werden. Zu ersterem Zweck wurde ein Magazin im dritten Gange ausgeräumt und Platz für noch 30 Krankenbetten geschaffen. Im Laufe einer Woche waren drei Offiziere und 60 Mann immunisiert, ohne daß sich ein Zwischenfall ereignet hätte.

Dann wurde eine Expedition nach der Küste ausgerüstet. Das große Motorboot mit 20 Mann nahm das kleine ins Schlepptau. Erst ging der Oberstleutnant mit einem Hauptmann an Land; nach 15 Minuten öffnete sich plötzlich eine Durchfahrtstraße zwischen den Klippen, und das große Boot konnte einfahren.

Wieser stieg mit Yoghushiwa zusammen aus. Jeder hatte einen Hund an der Leine. Die Tiere waren nicht immunisiert worden. Auf diese Weise wollten sie erforschen, ob auf der Klippe die Seuche schon erloschen sei. Denn es waren acht Monate vergangen, seit Menschen die Insel betreten.

Erst durchstreiften sie den offenen Teil des Eilands. Noch fanden sie umhergestreut bleichende Knochen von Tieren und Menschen, fanden eine reichhaltige Insektenwelt, nirgends aber einen lebenden Vogel, ein lebendes Säugetier, nirgends ein tierisches Aas. Die beiden Hunde sprangen munter herum, zogen sie an der Leine bald hier, bald dorthin, scheuchten Heuschrecken, Schmetterlinge, Frösche, Schlangen und Eidechsen auf.

„Es scheint“, wandte sich Dr. Wieser an seinen Kollegen, „daß die Seuche erloschen ist. Der Feuerherd ist unter Nahrungsmangel ausgebrannt. Somit ist unsere ganze schwere Arbeit praktisch zwecklos gewesen. Denn wir hätten auch ohne die langwierigen Immunisierungsarbeiten die Insel gefahrlos besetzen können.“

„Sie vergessen die Höhlen“, entgegnete der Japaner. „Vielleicht findet sich dort noch Aas.“

„Und wenn schon“, wandte der Deutsche ein. „Erinnern Sie sich, wie im Nährbodenversuch unsere Mikroben in wenigen Stunden aufgelöst waren, wenn wir Fäulniserreger zusetzten. Nur im frisch getöteten Tiere oder im lebenden Blute halten sie sich.“

Sie hatten den Eingang einer Höhle erreicht, wo der Kommandant schon ihrer wartete.

Das Höhlensystem dieser Klippe war anders angelegt, als das der Hauptinsel. Zwei große, fast parallele Gänge, die durch einen Quergang miteinander verbunden waren, zeigten sieben Seitenöffnungen, welche in mittelgroße Kammern führten. Das waren die Wohnräume für die Besatzung gewesen. Beide Stollen führten wieder ins Freie. Am Ende des linken Stollens fand sich eine Öffnung im Boden, sieben unregelmäßige Steinstufen, die in eine ungeheure Höhle führten.

Beim Eingang in den rechten Stollen, den sie zuerst betraten, drückte der Kommandant auf einen Knopf in der Wand. Sofort erglänzte das ganze unterirdische Höhlensystem in elektrischem Lichte.

„Wo nehmen Sie nur den elektrischen Strom her?“ erkundigte sich der Deutsche. „Bei der Hauptstation wird der Benzinmotor ja regelmäßig gespeist und bedient. Aber hier? Ein Jahr lang lagen Maschinen und Leitungen ohne Aufsicht und jetzt spielt die Sache wie ein stetig in Gang gehaltenes Werk.“

„Wir haben hier keinen Benzinmotor“, unterichtete ihn der Oberstleutnant, „sondern eine Turbine, die, durch einen Wasserfall betrieben, elektrische Energie erzeugt.“

Nach wenigen Schritten stießen sie auf eine Leiche. Ein japanischer Offizier nach den Litzen, die am wenigsten verändert waren. Auf den Gesichtsknochen und zwischen den vermoderten Gewandfetzen krochen unzählige weiße Ameisen.

„Gräßlich!“ sagte der Offizier schaudernd, „das war der Hauptmann Aoki. Er war Kommandant. Was soll mit seinen Überresten geschehen?“

„Wir wollen erst alles sehen,“ meinte Dr. Yoghushiwa, „dann erst unsere Anordnungen treffen.“

Wieser zog die Pfeife aus der Rocktasche. „Ich glaube, meine Herren, es wird gut sein, wenn wir uns durch Tabakrauch etwas vor den Dingen schützen, die jetzt kommen werden.“

Als sie die erste Kammer öffneten, prallte ihnen eine fürchterliche Luft entgegen. Ein stickiges Gemisch von ekel- und brechenerregenden Fäulnisgasen. Eine Wolke von Aasfliegen und geflügelten Ameisen stürzte singend und summend aus der Türe. Yogushiwa schlug die Türe zu.

Der Oberstleutnant wurde so blaß, daß er direkt grün aussah. „Das ist ja die Hölle,“ sagte er mühsam, sich an die Wand lehnend. „Da tue ich nicht mehr mit.“

„Wir auch nicht,“ erklärte gleichmütig der japanische Arzt. „Ich denke, wir brauchen die Wohnräume nicht weiter zu inspizieren. Nur das Magazin.“

Wieser faßte den Kommandanten am Arm. „Kommen Sie ins Freie, Herr Oberstleutnant. Etwas frische Luft wird Ihnen gut tun. Und uns auch.“

Zwanzig Minuten darauf stiegen sie ins Magazin hinab. Erst sieben Stufen, dann eine schiefe Ebene von etwa 30 Meter Länge, dann fünfzig Stufen. Am kalten Licht der Bogenlampen, deren etwa zwanzig an den Wänden verteilt strahlten, genossen sie einen geradezu märchenhaften Anblick. Eine riesenhafte, vier Stockwerke hohe Halle aus glitzernden Steinwänden, welche in der Form an eine europäische Kirche erinnerte. Sicher hatte diese Höhlung in grauen Zeiten religiösen Zwecken gedient. An den Seitenwänden waren Nischen mit schadhaften Steinbildnissen, da und dort fand sich eine Inschrift in einer dem deutschen Arzte vollkommen fremden Schrift.

„Was ist das?“ frug er. „Es erinnert mich dunkel an die hieratischen Hieroglyphen der alten Ägypter“

„Nein“, sagte sein japanischer Kollege. „Unsere Altertumsforscher haben diese Halle für einen alt-mexikanischen Tempel erklärt. Er ist mindestens 2000 Jahre alt. Im tropischen Teil des heutigen Mexiko, wo sich die Indianer noch am reinsten erhalten haben, finden sich im Hochgebirge noch einzelne Trümmerreste von Tempeln, welche an diesen hier erinnern. Auch Inschriften, welche mit den hier an den Wänden gleichen Charakter tragen.“

„Woher weiß man das?“

„Nun, wir stehen, wie Sie wissen, politisch sehr gut mit der Republik Mexiko. Diese politische Freundschaft führte zur Entsendung von Missionen, bei denen auch Gelehrte, darunter Altertumsforscher mitwirkten. Aber ich will Ihnen hier noch etwas zeigen, das für Sie Interesse haben dürfte. Wir haben einen Scheinwerfer im Magazin, um in jeden Winkel hineinleuchten zu können. Denn für die riesenhafte Höhe geben selbst die Bogenlampen nicht Licht genug. Sehen Sie, da ist er.“

Plötzlich erloschen die Lichter. Die Dunkelheit stürzte von allen Seiten auf die drei Männer wie der Wogenschwall in ein durchlöchertes Schiff.

„Sonderbar“, erklang die Stimme des Kommandanten im Dunkeln. „Sonderbar, hätte nicht geglaubt, daß die Akkumulatoren so schwach geladen sind. Da müssen wir den Wasserfall einschalten.“

Wieser fühlte im Dunkeln, wie etwas Weiches sein linkes Knie berührte. Unwillkürlich bückte er sich. Es war der Hund, den er an der Leine hielt und der, durch die Dunkelheit verschüchtert, beim Menschen Schutz suchte.

Nun leuchtete der schwache Stichkegel einer elektrischen Taschenlaterne auf, der sich von ihm und Dr. Yoghushiwa entfernte. Es war der Kommandant, der augenscheinlich fortging, für Licht zu sorgen. Der schwache, punktförmige Lichtschein wurde förmlich verschlungen von der Finsternis. Bald strahlte er fern und weit, wie ein einzelner Stern durch eine Wolkenlücke in mondloser Nacht.

„Sehen Sie, Kollege," sagte Wieser, „das Licht dort ist wie die Wissenschaft."

„Ich verstehe nicht recht."

„Erinnern Sie sich nicht an den Ausspruch des Berliner Chirurgen Dr. Baier vor einer Gruppe japanischer Ärzte im Jahre 1910?"

„Ich war nie auf der chirurgischen Klinik Baier."

„Das ist etwas anderes. Aber Sie können ihn von einem Kollegen und Landsmann gehört haben."

„Ich kenne ihn nicht. Wie war dieser Ausspruch? Er muß einen tiefen Eindruck auf Sie gemacht haben, daß Sie sich nach so vielen Jahren noch seiner erinnern."

„Wir waren im Vorlesungssaal der Klinik. Da kamen sechs japanische Kollegen, und der Führer hielt an Dr. Baier eine Ansprache, in der er von dem hellen Licht der ärztlichen Wissenschaft sprach, das von Berlin aus die Welt erleuchte. Da sagte der Professor: Denken Sie an ein Land wie Sibirien. Es ist finstere Nacht. Ich stehe am Landungssteg in Wladiwostok mit einer brennenden Kerze in der Hand. So weit der Schein der Kerze leuchtet, so weit reicht die menschliche Wissenschaft. Aber das ganze ungeheure Gebiet bis zum Pol, bis zum Ural und Kaukasus ist in schwarzes Dunkel gehüllt."

„Etwas pessimistisch," meinte Dr. Yoghushiwa. „Wissenschaft und Technik gehen doch mit Riesenschritten vorwärts."

„Nun, ich habe nichts dagegen, wenn Sie statt der Kerze eine Glühbirne, meinetwegen auch eine Bogenlampe nehmen. Aber wie lange werden wir hier noch im Dunkeln stehen?"

Jetzt wurde ein heller Donnerton hörbar, unter dem die Halle zu erbeben schien. Und schmerzhaft flammten die Bogenlampen auf, daß sich das Auge unwillkürlich schloß.

Wieser wollte den Kollegen etwas fragen; das donnernde Geräusch, das von der Wand vor ihm zu kommen schien, verschlang jeden Laut.

Yoghushiwa hantierte an einem riesenhaften Scheinwerfer, neben dem er stand. Er lächelte bösartig und drehte an einem Schalter; wieder erloschen die Flammen an den Wänden, aber es ward nicht dunkel. Aus dem Scheinwerfer quollen mächtige, blendende Lichtgarben, die sich mit schmerzender Schärfe kegelmantelartig aus dem Dunkel schälten.

Suchend und tastend kroch der Schein die Wände der Halle entlang, da einen großen Kreis, eine Halbkugel, eine Ellipse, zwei sich im Winkel schneidende Ellipsenfragmente zeichnend, Figuren von Riesengröße, die bald da, bald dort das Steinbild einer vergessenen, längst im Gedächtnis der Menschheit begrabenen Gottheit von monströser Gestalt wiesen.

Und jetzt, beinahe hätte der deutsche Arzt aufgeschrien — umfaßte er eine Kolossalfigur von Stein, Kopf und Brust eines Riesen, der die ganze Wand einnahm. Ein vollkommen erhaltenes Urbild des Gottes auf der Hauptinsel, den Wieser für einen Buddha gehalten. Finster, mit drohendem Lächeln, starrte er auf den Arzt. In seinen Augen flammten blaue Blitze, aus seinem Munde glitzerte es auf. Der Donner, der die Halle füllte, kam von ihm.

(Fortsetzung folgt.)

---

# Eine Tasse Kaffee.

**Von G. John.**

„Arnold, bist du es?" rief mich jemand auf der Straße an. Ich wandte mich um und sah mich einem grauhaarigen Mann mit scharfgeschnittenen Zügen gegenüber. „Max!" rief ich aus, „sehen wir uns endlich wieder!" Er war sehr gealtert, seit ich ihn zum letzten Male gesehen hatte, aber es waren nicht nur die grauen Haare und die scharfen Züge, die mir auffielen, irgend etwas anderes, etwas was ich noch nicht genau mit Worten beschreiben konnte, war an ihm verändert. An Stelle des früheren freundlichen Lächelns zeigte sich in seinem Gesicht eine — wenn man so sagen darf — fast verzweifelte Energie. „Neun Jahre sind es jetzt her," sagte ich, „neun volle Jahre, daß wir uns nicht mehr gesehen haben." — „Ja," erwiderte er, „neun Jahre und vier Monate, um es genau zu sagen." — „Was ist denn aus den anderen geworden?" fragte ich. „Wie man doch im Laufe der Jahre auseinander kommt. Edmund ist gefallen, das weiß ich natürlich, aber was ist aus den anderen vier geworden?" — „Sie sind alle hier in der Stadt", antwortete er. — „Und stehst du mit alle in Verbindung?" — „Ja, aber erst seit kurzem. Einige habe ich mit Mühe wieder gefunden, die anderen habe ich durch Zufall getroffen. Jetzt ist also unser Kreis wieder beisammen."

Wir sprachen noch einige Zeit über die Vergangenheit, über den Enthusiasmus und die Ereignisse unserer Jugendjahre, und als wir uns trennten, war es beschlossene Sache, daß wir uns alle im Laufe der nächsten Tage bei Max zusammenfinden würden.

Als ich mich am festgesetzten Abend in seiner Wohnung einfand, fand ich die andern schon versammelt. Max hatte noch immer seinen japanischen Diener, den ich schon vor neun Jahren bei ihm gesehen hatte. Er begrüßte uns mit seinem gewohnten, ewig lächelnden Gesicht, in dem man niemals lesen konnte, was er über einen dachte. Die Unterhaltung ging nicht ganz so leicht vonstatten, wie man es hätte annehmen können, denn die neun Jahre hatten jeden von uns verändert und hatten aus jedem einen Mann gemacht. Es war auch eine Enttäuschung, zu sehen, wie manche dieser Gesichter sich verändert hatten. Ernsts schon damals reichlich weichliche Züge waren noch mehr verschwommen geworden und Oskar, der früher einmal ein richtiger Geck gewesen war, sah geradezu schäbig aus. In Erichs Gesicht zuckte es dauernd hin und her und machte einen ganz nervös. Max, unser Gastgeber, saß ziemlich apathisch am Tisch und trug ein konventionelles Lächeln zur Schau. Er zeigte von allen die größte Veränderung. Es war fast, als trüge ein Fremder die Maske eines längst gestorbenen Freundes. Ich suchte in Gedanken nach der Ursache einer so auffallenden Veränderung, und plötzlich kam mir Lonny ins Gedächtnis. Natürlich mußte es Lonny gewesen sein! Wenn ein Mann jemals eine Frau verehrt hat, so war es Max. Ich erinnerte mich, wie wir das erste abgelaufene Jahr seiner Ehe gefeiert hatten, und wie froh wir alle gewesen waren, daß selbst diese Ehe nicht unseren Kreis zerstört hatte. Eigentlich waren wir alle darauf gefaßt gewesen. Lonny war sehr hübsch, ich glaube kaum, daß ich jemals eine schönere Frau gesehen habe, aber dennoch — ich konnte mich nie mit ihr befreunden. Ich hatte immer das Gefühl, sie sei für Max nicht gut genug und daß hinter ihrer Schönheit irgend etwas schlummere, das nicht gut war. Wenn Max sie ansah, so war es immer, als läge er vor ihr auf den Knien. Und doch hatte sie ihn verlassen und war mit einem anderen davongegangen. Bei diesem Gedanken hörte ich ihn lachen und schauderte bei diesem Lachen zusammen. So hatte er früher nicht gelacht. Es klang, als sei irgend etwas in ihm zerbrochen. Allmählich aber belebte sich die Unterhaltung und zum Schluß waren wir ganz vergnügt.

Wir standen auf und gingen in die Bibliothek hinüber, und der Japaner mit dem ewigen Lächeln brachte den Kaffee und die Liköre herein. Wir sahen ihm einen Augenblick schweigend zu, wie er die Tassen füllte, und dann setzte sich das Gespräch fort. Max stand nach einer Weile auf, nahm eine Zigarre aus der bereitstehenden Kiste, steckte sie umständlich in Brand und sagte plötzlich, während er noch das Streichholz in der Hand hielt: „Es hat ja keiner nach Lonny gefragt, ihr habt doch sicherlich nach ihr fragen wollen. Ich wüßte gerne, wie viel ihr eigentlich von der ganzen Geschichte wißt. Ich meine, wieviel Wahres an ihr ist."

Ich unterbrach ihn. „Aber Max, du brauchst doch nicht darüber zu reden. Wir können uns ja denken, wie es kam." Aber er sah mich mit einem seltsamen Blick an und meinte: „Aber ich will darüber reden. Ich habe euch für heute abend nur dazu eingeladen, um darüber zu sprechen." Wir sahen uns erstaunt an und dann sagte endlich einer: „Nun, wenn du es willst. Aber wir wissen ja alle, es war nicht dein Schuld."

Er sah uns alle nach der Reihe an, gerade als ob er irgend etwas in unseren Zügen suchte, und eine seltsame Vorahnung von irgend einem Unglück stieg in mir auf.

„Wer weiß," sagte er, „wer in solchen Angelegenheiten wirklich die Schuld trägt. Wer versteht wirklich die Frauen? Lonny — ich glaube, ich habe ihr alles gegeben, was eine Frau sich wünschen kann. Ihr wißt, wie vernarrt ich in sie war. Aber vielleicht hat sie das gelangweilt, vielleicht hatte sie genug davon. Dann kam der Krieg und ich mußte ins Feld. Ich war kaum drei Wochen fort, als sie mir schrieb, sie sei zu der Überzeugung gekommen, daß unsere Ehe ein Mißgriff gewesen sei und daß sie mit dem Manne, den sie wirklich liebte, davongegangen sei. Er verstand ihre Seele oder so ähnlich — schrieb sie." Er lachte wieder sein trockenes unheimliches Lachen und fuhr dann fort: „Ich war im Felde, ich war hilflos. Nach achtzehn Monaten bekam ich meinen ersten Urlaub. Sie hatten alle Spuren verwischt, aber ich wollte wissen, wer der Mann war. Wenn er sie gut behandelte, dann vielleicht" — er brach ab und sah in das Feuer seiner Zigarre. — „Er hat sie nicht gut behandelt. Wahrhaftig nicht. Sie hatte eine Hölle bei ihm. Und als er genug von ihr hatte, ließ er sie ohne Pfennig im Elend sitzen. Sie starb in der größten Verkommenheit, und als ich endlich, endlich ihr Grab gefunden hatte, da schwur ich, nicht eher zu

ruhen, bis ich den Mann gefunden hätte." Er verstummte, und nach einer Weile fragte Ernst: „Hast du ihn gefunden?"

Max zuckte mit den Achseln: „Noch nicht, es ist ganz seltsam, welche Mühe er sich gegeben hat, seinen Namen zu verbergen. Aber ich werde ihn bald haben, er kann mir nicht mehr entkommen." Bei diesen Worten starrte er auf seine Hand und fuhr fort: „Ist es einem von euch schon aufgefallen, wie seltsame Dinge Menschenhände sind? Meine einzige Gewißheit, daß ich den Mann finden werde, ist die Tatsache, daß Hände sich nicht ändern können. Aber ihr versteht das sicher nicht. Eines Tages sah Yamado, mein japanischer Diener ein Auto auf der Straße vorüberfahren und sah Lonny darin. Er versuchte auch das Gesicht des Mannes, der neben ihr saß, zu erkennen, aber es war unmöglich. Nur seine Hand lag einige Augenblicke auf dem Rand des offenen Fensters. Yamado täuscht sich niemals in Händen. Wir Europäer beurteilen einen Menschen ja nur nach seinem Gesicht. Aber die Orientalen denken anders als wir, sehen die Menschen anders an als wir."

Oskar unterbrach ihn und sagte: „Aber du kannst doch unmöglich die Hände von allen Männern in der Welt von Yamado begutachten lassen." Max lächelte bitter: „Natürlich nicht. Aber das ist ja auch gar nicht notwendig. Ich weiß, daß die Hand nur einem von fünf Männern gehören kann." — „Einem von fünf?" — „Ja, einem von den fünf Männern, die bei uns in dem Hause zur Feier unseres Hochzeitstages waren."

Einen Augenblick starrten wir uns schweigend an, dann rief einer: „Du willst doch nicht etwa einen von uns verdächtigen? Du mußt wahnsinnig sein."

Max stieß eine mächtige Rauchwolke aus und nickte: „Ich weiß ganz genau, was ich sage. Ich behaupte, daß der Mann, der mein Glück zerstört hat, in diesem Augenblick in diesem Zimmer sitzt. Ich bin vollkommen davon überzeugt, daß Yamado richtig gesehen hat."

„Aber wer denn von uns?" rief ich aus. Er zuckte mit den Achseln: „Ich weiß es nicht." — „Du weißt es nicht?" — „Nein. Bevor ihr kamt, hatte ich mit Yamado verabredet, daß er mir ein gewisses Zeichen geben sollte, wenn er die Hand wiedererkannt hätte. Er gab mir das Zeichen, als er den Kaffee hereinbrachte. Ich weiß nur nicht, wer von euch es war."

Ich war überzeugt, daß er nicht ganz bei Sinnen war. „Was willst du denn nun tun?" fragte ich.

„Was ich tun will? Ich warte."

„Du wartest?"

„Ja, ich habe es so eingerichtet, daß Yamado jedem von euch die Tasse in die Hand gab und daß die Tasse, die der Betreffende bekommen hat, Gift enthält."

„Gift!"

Wir sprangen alle auf und schrien durcheinander. Aber Max blieb ruhig sitzen und sah uns seltsam lächelnd an. „Ein sehr gutes orientalisches Gift. Yamado versichert mir, es wirkt in genau einer Stunde." Er zog die Uhr. „Es sind also nur noch 7 Minuten übrig." Ich begann mich etwas schwach zu fühlen und sah die anderen an. Oskar war totenbleich und sein Mund stand offen. Ernsts Gesicht dagegen war purpurrot und seine plumpen fleischigen Hände hielten die Lehnen seines Stuhles umklammert. Die anderen sahen nicht weniger verstört aus. Ich weiß nicht, wie lange wir uns anstarrten, aber plötzlich sprang Ernst auf und machte wilde Bewegungen mit seinen Armen. Dann griff er sich ans Herz, sank zusammen und fiel zu Boden. Keiner von uns sprach etwas. Man hörte die Uhren ticken, die Wagen auf den Straßen rasseln, und dann fiel plötzlich ein Glas zu Boden und zerbrach. Max erhob sich langsam und trat an den am Boden liegenden Körper heran: „Du also warst es," sagte er, „du bist es also gewesen, den Lonny liebte. Du hast ihre „Seele verstanden". Wie merkwürdig doch die Frauen sind." Seine Stimme war kalt und unbewegt, als stelle er nur irgendeine beliebige Tatsache fest. „Max, Max," schrie ich auf, „was hast du getan." Er sah mich einen Augenblick starr an: „Getan?" sagte er. — „Du weißt wohl nicht, was das bedeutet?" sagte ich wieder. „Er ist tot." Max nickte nur, dann sagte jemand stotternd: „Muß man nicht die Polizei benachrichtigen?" — Max nickte wieder: „Natürlich muß man das. Nebenan steht das Telephon."

„Du weißt doch auch, was das für dich bedeutet," sagte ich.

„Ich habe nichts zu fürchten," erwiderte er. „Das ist doch kein Mord, das ist doch nur die Rache des Schicksals."

„Kein Mord? Du hast ihn doch vergiftet."

„Das habe ich nicht. Der Kaffee war ja gar nicht vergiftet. Es ist noch ein Rest in seiner Tasse, und den kann die Polizei nach Belieben untersuchen. Er starb aus Angst. Vor Angst und weil er ein böses Gewissen hatte."

Wir sahen ihn mit einem seltsamen Gemisch von Erschütterung und Befreiung an und dann sagte er noch: „Er hat sich selbst das Urteil gesprochen. Und nun könnt ihr ja die Polizei holen."

## Das „Wenn" in der Ehe.

Damit Eheleute glücklich leben, hat der „Naturarzt" zehn Gebote aufgestellt, die er in folgende „Wenn" kleidet:

1. Wenn sie nämlich lernen wollten, sich nach der Decke zu strecken.

2. Wenn sie ihre häuslichen Schwierigkeiten nie guten Freunden erzählten.

3. Wenn sie versuchten, sich einander so gefällig zu erweisen, wie in den ersten Tagen der Ehe.

4. Wenn jeder Teil versuchte, den andern zu stützen und zu trösten.

5. Wenn jeder Teil stets bedächte, daß der andere ein Mensch und kein Engel ist.

6. Wenn jeder Teil versuchte, etwas mehr zu tun und etwas weniger zu fordern.

7. Wenn es weniger Straßenanzüge in Seide und Samt und etwas mehr einfache, nette Hauskleider gäbe.

8. Wenn man zu Haus mehr anständige Sitten und vor der Öffentlichkeit weniger Zärtlichkeit zur Schau trüge.

9. Wenn beide Teile mehr Unterhaltung zu Hause schafften und weniger auswärts suchten.

10. Wenn beide Teile bedächten, daß zu erfolgreicher Kindererziehung Vater und Mutter eines Sinnes sein müssen.

## Bunte Chronik

### Der schiefe Globus.

Die „echtpolnische" Wochenschrift „Mysl Niepodlega", der man sicher nicht zutrauen kann, daß sie ihren Spott mit polnischen Einrichtungen treiben will, berichtet folgende amüsante Geschichte:

Ort der Handlung ist eine Elementarschule in einem Provinzstädtchen bei Warschau. Personen: der Pfarrer, ferner ein Schulinspektor, die Lehrerin und die Schüler.

Inspektor (freundlich, aber würdig ernst): „Sage mir, mein Kind, weshalb ist die Achse dieses Globus schief geneigt?"

Schüler: „Herr Inspektor, ich war es wirklich nicht, ich bin nicht schuld daran!"

Inspektor (zum zweiten Schüler, ernster): „Bitte, sage du mir's!"

Zweiter Schüler: „Herr Inspektor, ich bin es auch nicht gewesen! Der Globus war während der Pause gar nicht in der Klasse und . . . ."

Inspektor (zur Lehrerin): „Die Jungen wissen es nicht. Wollen Sie doch bitte die Sache erklären!"

Lehrerin: „Herr Inspektor, die Jungens sind wirklich unschuldig. Wir haben den Globus bereits so gekauft!"

Der Pfarrer mischt sich ein. Er sieht, wie sich der Unmut auf dem strengen Gesicht des Inspektors zu regen beginnt. Vorwurfsvoll zur Lehrerin: „Wie oft habe ich Ihnen doch schon gesagt, daß man nichts bei Juden kaufen soll!"

*

* **Die Kokainseuche unter den russischen Kindern.** Furchtbare Enthüllungen, die in das ganze Elend des russischen Lebens hineinleuchten, sind nach den Berichten englischer Blätter aus Moskau von dem Kommissar gemacht worden, der von dem russischen Gesundheitsamt zur Untersuchung der Lage der obdachlosen Kinder eingesetzt wurde. Nach seinen Angaben gibt es in Moskau allein 50 000 Kinder, die obdachlos sind, und etwa 40 Prozent dieser kleinen Wesen sind der Kokainseuche verfallen. Es sind Kinder im Alter von 8 bis 13 Jahren, die durch Kokain frühzeitig ihre Gesundheit untergraben. In einem Fall wurden von einem Obdachlosenheim 20 Kinder aufgenommen, und bei jedem von ihnen mußte man feststellen, daß sie dem Laster des Kokain verfallen waren. Einer der bekanntesten Moskauer Ärzte erklärte, daß er festgestellt habe, viele Kinder verwendeten wöchentlich eine Summe von 200 Goldmark für Kokain, und dieses Geld verschaffen sie sich zumeist durch Stehlen. Der größte Teil dieser jugendlichen Kokainisten lungert in den Vorstädten von Moskau herum, wo sie in verfallenen Häusern und Hütten Unterschlupf finden. Einige dieser Plätze waren richtige Kokainhöllen, wo ganz kleine Kinder den Tag über unter dem Einfluß des Narkotikums lagen. Ein Kinderarzt sagt, daß die Zunahme der Todeszahl unter den Kindern in den letzten Jahren ganz ausschließlich diesem Gift zuzuschreiben ist, das „von den Straßen Moskaus bis zu diesen unglücklichen Kindern gelangt".

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.